

Selbst der Wahrheit droht der Scheiterhaufen

Ridley Scott erzählt in seinem neusten Film von einem Fall sexueller Gewalt im Mittelalter

ANDREAS SCHEINER

Er ist ein alter weisser Mann. Bald feiert Ridley Scott seinen 84. Geburtstag, die Haare und der Bart blitzen weiss, und die rosige Blässe wird dem Nordengländer auch nicht mehr aus dem Gesicht weichen. Da kann er getrost nochmals 40 Jahre unter der Sonne Kaliforniens Filme drehen.

Dass er ein, sagen wir, ganzer Kerl sei, würde ihm auch keiner absprechen wollen. Sicher hat ihm schon der Vater, ein Berufsmilitär, beigebracht, wie man seinen Mann steht. Scott hat grosses Männerkino realisiert, vom frühen Neo-Noir «Black Rain» bis hin zu Epen wie «Gladiator» und «American Gangster», ganz zu schweigen von «Black Hawk Down»: Der Kriegsfilm dürfte eine der miesesten Frauenquoten vor der Kamera haben.

Die erste Actionheldin

Ridley Scott hat gleichzeitig auch viel für die Frauen im Film getan. Er bezeichnet sich gerne als einen Feministen; vielleicht ist er sogar der dienstälteste Feminist Hollywoods. Denn tatsächlich haben wenige stärkere Frauenfiguren geschaffen. Ellen Ripley (Sigourney Weaver) aus Scotts «Alien» von 1979 war mit die erste Actionheldin überhaupt. Auch Julianne Moore in «Hannibal» oder Demi Moore als «G. I. Jane» gehören zu Scotts staunenswert taffen Protagonistinnen.

Seine Wokeness bewies der Altmeister, als er den im Zuge von #MeToo gefallenen Kevin Spacey eiglist aus dem Film «All the Money in the World» herauschnitt. Schon in «Thelma and Louise» hat Scott vor 30 Jahren mit dem Patriarchat abgerechnet und seine Produzenten eines Besseren belehrt, die damals zu ihm gesagt haben sollen: «Aber das sind doch einfach zwei Tussis in einem Auto.»

«Thelma and Louise» bestand mühelos den Bechdel-Test, der nach Filmen fragt, in denen Frauen zur Abwechslung ein Wort miteinander reden – und zwar über etwas anderes als einen Mann. Mit «The Last Duel» hat Scott nun also eine Art #MeToo-Film gedreht, einen wohl gemerkt, der in den 1980er Jahren des 14. Jahrhunderts spielt. Von einer Vergewaltigung



Marguerite de Carrouges (Jodie Comer) kann ihre Anklage nach 700 Jahren nochmals vorbringen.

PATRICK REDMOND

erzählt der Film, es geht um toxische Männlichkeit und eine Frau, die Nein gesagt hat und darauf besteht: Nein heisst Nein. Beim Bechdel-Test dürfte der Film allerdings durchfallen. Scott nimmt zwar drei Perspektiven ein: Wie in Akira Kurosawas Kultfilm «Rashomon» (1950) wird dieselbe Geschichte jeweils aus der Sicht einer anderen Figur erzählt. Aber auch wenn die finale Erzählung der Frau gehört: Gar viel mitzureden hat sie nicht.

Gott muss es richten

Marguerite de Carrouges (Jodie Comer) ist zum Zuschauen verdammt. Festgekettet steht sie, ein Engel mit sanften Augen, auf der Estrade, während sich unten in der Arena ihr Gatte, der Ritter Jean de Carrouges (Matt Damon),

mit dem Junker Jacques Le Gris (Adam Driver) duelliert. Der habe sie vergewaltigt, sagt Marguerite. Vor Gericht kann die Wahrheit nicht gefunden werden, also wird Gott bemüht: Wer lügt, den trifft's beim Lanzenstechen, so der Glaube. Wenn ihr Mann den Kürzeren zieht, soll Marguerite auf dem Scheiterhaufen sterben. Dabei brenne man 20 bis 30 Minuten, wurde ihr vor Gericht erklärt. Aber Marguerite liess sich die Klage nicht ausreden.

So soll es auch gewesen sein. «The Last Duel» basiert auf einem historischen Tatsachenroman des Autors Eric Jager. Die Hollywoodstars Ben Affleck und Matt Damon haben ihn adaptiert, wobei sie die Indie-Filmemacherin Nicole Holofcener («Enough Said») hinzuholten, um jenen Strang zu schreiben, der aus der Sicht der Frau erzählt

ist. So richtig schlaue wird man aus dem «writers' room» aber nicht: Die im verschmitzten Gegenwartskino starke Holofcener hat sich nie für einen düsteren Mittelalterstoff aufgedrängt. Vor allem aber fragt man sich, was Affleck und Damon bewogen hat, sich in der ersten gemeinsamen Schreibe nach «Good Will Hunting» vor fast 25 Jahren einem Ritterfilm mit #MeToo-Einschlag zuzuwenden.

Versuchen die zwei einstigen Harvey-Weinstein-Protégés damit etwa eine Allegorie auf das misogynie Hollywood? Soll man in dem Film vielleicht gar ein verklausuliertes Schuldeingeständnis sehen, Teil dieser Unkultur gewesen zu sein? Es ist allemal bemerkenswert, welche affige, hinterfotzige Rollen sie sich auf den Leib geschrieben haben: Damon spielt den Ehemann als gekränkten Töl-

pel und verrohten Kampfhahn. Ein Grobian im Bett ist er auch. Affleck gibt den Grafen Pierre d'Alençon, er ist der Gönner des mutmasslichen Vergewaltigers und eine geradezu kabarettistisch verzogene Figur. Als er von den Vorwürfen gegen seinen Schützling hört, rät er: «Deny, deny, deny.» Alles abstreiten. Hat man da nicht gleich Weinstein im Ohr?

Kein neuer «Gladiator»

Affleck, Damon und Holofcener mögen die Drehbuchautoren sein, Ridley Scott der Regisseur. Aber «The Last Duel» ist auch der Film von Luca Vannella. So zumindest heisst der Mann, der als Chef-Hair-Designer aufgeführt ist. Die Frisuren sind nämlich wahre Kunstwerke der Verschandelung. Man hat Affleck eine wasserstoffblonde Topffrisur verpasst, Damon muss eine Art gerupfte Vokuhila zur Schau tragen. Adam Driver, immer-

Die Frisuren von Ben Affleck und Matt Damon sind wahre Kunstwerke der Verschandelung.

hin, sieht nicht schlimmer aus als in der neulich so publikumswirksam verunglückten Werbung für einen Herrenduft, die ihn beim Baden mit einem Pferd zeigte. Jetzt also sitzt er hoch zu Ross und schwingt die Lanze. Alles kurios.

Dabei hätte die Versuchsanordnung viel für sich gehabt, mit dem «Rashomon»-Kniff einen Fall von mutmasslicher sexueller Gewalt zu beleuchten, birgt Potenzial. Aber indem er diesem irritierend Camp-artigen, auch sehr blutigen Schlachtengemälde fett einen #MeToo-Stempel aufdrückt, gerät Scott die Geschichte glatterdings zur Farce. Für eine Form des feministischen Protests ist das zu wirt, und wer einen neuen «Gladiator» erwartet hat, wird sich langweilen. Nicht nur beim Bechdel-Test dürfte der Film durchfallen, sondern auch beim Publikum.

Das Residenzorchester am Gotthard

Die Dirigentin Lena-Lisa Wüstendörfer macht sich mit dem Swiss Orchestra um vergessene hiesige Komponisten verdient

THOMAS SCHACHER

Es war einmal ein ägyptischer Investor, der realisierte in Andermatt ein gigantisches Tourismusprojekt namens Andermatt Swiss Alps mit Ferienwohnungen, Hotels, Hallenbad und Golfplatz. Im Jahr 2019 kam auch noch ein Konzertsaal hinzu, der über 650 Sitzplätze verfügt. Zur Einweihung wurden eigens die Berliner Philharmoniker eingeflogen. Was jedoch noch fehlte, war ein Residenzorchester, das auch das Jahr hindurch spielen würde. Der Mann heisst Samih Sawiris.

Ein Jahr zuvor hatte eine umtriebige Dirigentin und Musikwissenschaftlerin ein Orchester gegründet, dem sie den Namen Swiss Orchestra gab. 2019 spielte das Orchester in der Zürcher Tonhalle Maag sein erstes Konzert und ging anschliessend auf Tournee nach Bern, St. Gallen und Genf. Was dem jungen Orchester und seiner Dirigentin noch fehlte, war ein eigener Konzertsaal. Die Frau heisst Lena-Lisa Wüstendörfer.

Eines Tages bot Sawiris Wüstendörfer an, das Swiss Orchestra zum Residenzorchester der Konzerthalle in Andermatt zu machen und sie mit der Intendanz von Andermatt Music zu betrauen. Die Dirigentin sagte ohne Zögern zu: «Swiss Alps und Swiss Orchestra, das ist die perfekte Kombination», so schwärmt sie im Gespräch. «Die Tourismusdesti-

nation nahe dem Gotthard liegt im Herzen der Schweiz, und wir pflegen ein Repertoire, in dessen Zentrum die Schweizer Sinfonik steht.»

Assistentin von Abbado

Im Januar 2022 geht es los. Lena-Lisa Wüstendörfer hat nun den Auftrag, die Konzerthalle mit Musik zu füllen. Aber ist da nicht das Pferd am Schwanz aufgezäumt worden? Die designierte Intendantin möchte es anders formulieren: «Man hat zuerst den Saal gebaut und sich danach den passenden Klangkörper gesucht.» Zudem habe es in der Halle schon von Anfang an musikalische Aufführungen gegeben.

Konkret plant sie etwa zwanzig Konzerte, verteilt auf das ganze Jahr, ganz im Sinne von Sawiris, der Andermatt zur Ganzjahresdestination machen will. Die Programme stehen auf drei Säulen: Konzerte mit internationalen Stars, mit dem Swiss Orchestra und mit Formationen aus der Innerschweiz. Das Swiss Orchestra wird in Andermatt einerseits die Tourneeprogramme, andererseits auch massgeschneiderte Veranstaltungen wie Familienkonzerte oder Kammermusikabende präsentieren. Die Finanzierung des Betriebs ist durch eine Grundausstattung seitens Andermatt Swiss Alps sowie durch Sponsorengelder und Konzerteinnahmen gesichert.

Wie ist das alles gekommen? Lena-Lisa Wüstendörfer wollte ursprünglich nicht Dirigentin werden. Aufgewachsen in Zürich in einem kulturliebenden Milieu – ihr Vater war Ensemblemitglied am Schauspielhaus –, studierte sie an der Hochschule für Musik in Basel zuerst Violine bei Adelina Oprean. Durch die Mitwirkung im Orchester ist sie dann auf den Geschmack des Dirigierens gekommen und studierte in der Folge auch Chor- und Ensembleleitung. Am Dirigieren fasziniert sie, dass sie es bei einer Aufführung buchstäblich in der Hand hat, Orchester und Publikum simultan in den gleichen Emotionen zu vereinen.

Nach dem Studium wurde sie Assistentin von Claudio Abbado, was ihr die ersten Engagements einbrachte. Weiteren Schliff brachten später Sylvia Caduff, mit der sie das sinfonische Standardrepertoire erarbeitete, und Roger Norrington, der ihr die historische Aufführungspraxis beibrachte. Neben der praktischen Ausbildung an der Hochschule studierte Wüstendörfer auch Musikwissenschaft und Volkswirtschaft an der Universität Basel. Sie promovierte bei Matthias Schmidt mit einer Arbeit über die Interpretationsgeschichte von Gustav Mahlers 4. Sinfonie.

Als Motivation für die Gründung des Swiss Orchestra gibt Wüstendörfer zwei Gründe an: Während ihres Musik-

wissenschaftsstudiums hat sie sich gewundert, dass da kaum Komponisten aus der Schweiz vorkamen. Und bei ausländischen Gastspielen haben die Veranstalter oft gewünscht, dass im Programm auch ein Schweizer Komponist figuriert.

Sie hat sich dann in Bibliotheken und Archiven auf die Suche gemacht und dabei einige Trouvaillen gefunden. «Damit diese Musik nachhaltig gehört werden kann», erklärt sie, «war es nötig, dafür eigens ein Orchester zu gründen.» Die Musikerinnen und Musiker stehen im Alter zwischen 25 und 45 Jahren und spielen hauptberuflich meist in einem der bekannten Stadtorchester oder einer etablierten Kammermusikformation.

2022 in Andermatt

Zwei- bis viermal jährlich kommt man zu einer Tournee zusammen. Theoretisch. Doch die Corona-Pandemie hat dem Orchester einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Die Eröffnungstournee im Herbst 2019 konnte zwar wie geplant stattfinden, aber die zweite musste bereits zweimal verschoben werden und wird nun, wenn alles gutgeht, im Mai 2022 nachgeholt. Während des Lockdowns konnte immerhin eine Debüt-CD mit zwei Ersteinspielungen aufgenommen

werden, als Koproduktion mit Radio SRF 2 Kultur.

Gegenwärtig läuft die dritte Tournee des Swiss Orchestra. Nach Stationen in Bern, Davos, St. Gallen und im aargauischen Muri endet sie nun am 16. Oktober in der Tonhalle Zürich. Das Programm präsentiert auch diesmal Schweizer Komponisten in Kombination mit bekannten Klassikern. Drei Orchesterlieder des in Lachen geborenen Joachim Raff und die Sinfonie in Es-Dur des in Basel eingebürgerten August Walter stehen einer Ouvertüre von Mendelssohn und einem der «Wesendonck-Lieder» von Wagner gegenüber. Als Solistin konnte die Dirigentin die Sängerin Marie-Claude Chappuis gewinnen. Für den ersten Auftritt des Swiss Orchestra in Andermatt muss man sich noch bis im Februar 2022 gedulden.

Ist Lena-Lisa Wüstendörfer eine Workaholic? «Workaholic klingt so negativ», wendet sie ein, «aber umgangssprachlich nennt man das wohl so.» Sie arbeite fast rund um die Uhr, denn Musik ist spürbar ihre Leidenschaft. Wenn sie sich entspannen will, liest sie einen Krimi oder setzt sich in ein Café in der Zürcher Altstadt, wo sie wohnt. «Ich vermisse nichts», sagt sie. Kein Wunder – bei dem Penum.

Zürich, Tonhalle, 16. Oktober. Karten über www.swissorchestra.ch.